Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 50

Artikel: In der Winternacht

Autor: Weber, F.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646815

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Ufer. Sechs mühevoller Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig durchnäßt, das Kloster zu erreichen. Dunkel und starr lagen die alten Mauern unter den düster zerrissenen Wolken. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes.

Drinnen, in der Halle, blieb die Dichterin stehen. Völlig ermüdet, erschöpft war sie; aber das, was sie da hörte, zwang sie, stehen zu bleiben. So seltsam, so unwirklich war es, wie diese Töne durch das hohe, finstere Gemäuer hallten.

Dämonisch-düster quollen die Melodien hervor, als wollten sie mit ihren Visionen das alte Gemäuer, die toten Mönche zu neuem Leben erwecken. Es war, als schlichen darin bleiche Gestalten in Kutten umher, als tönten dumpfe Mönchschöre und das Gemurmel inbrünstiger Gebete hervor, in selbstzerfleischender Melancholie. Kurze, ganz kurze Lichtschatten huschten dazwischen auf; vielleicht war es ein fahler Strahl des Mondes, vielleicht das letzte kurze, klagende Auffingen eines flügellahmen Vogels. Und dann stürzten die Melodien weiter, keuchten vorwärts, wie getrieben von einer wahnsinnigen Angst, von Schrecknissen einer gequälten Seele; sie versuchten aufwärts zu fliehen, sich in der Unendlichkeit zu verlieren, aber alles war dunkel, düster, erstarrt. Da flatterten sie nieder, immer tiefer, sanken herab in eine trostlose Leere, langsam, stöhnend und schleppend. Wie das müde Herabtropfen zarter, glitzernder Wasserperlen klang es aus einem Largo hervor, das leise, wie ein Hauch ertönte und erfüllt war von einer unsagbaren, lähmend niederdrückenden Schwermut, eingehüllt in den Klang bezaubernder Töne.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes.

Regungslos, zitternd stand die Dichterin an der Tür. Sie hätte aufschreien mögen bei diesen Tönen; aber sie bezwang sich — leise trat sie ein.

Der Kranke saß still, ein wenig gebeugt am Flügel. Ein Leuchter stand vor ihm und spendete flackerndes Licht. Der Schein fiel auf sein bleiches Gesicht mit der weichen, fast durchsichtigen Haut, spielte mit dem dunkelblonden, seidenweichen Haar, glitzerte in den Tränen, die in den braunen Augen lagen, während die zarten, weißen Hände so elfenhaft leicht über die Tasten glitten.

Mit einem leichten Schrei sprang der Spielende auf, starrte zur Tür, blickte verstört auf die Eintretende. „Ah, ich wußte wohl, daß ihr gestorben seid! Ich habe alles im Traum gesehen. Auch ich bin gestorben. In einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertropfen fielen gleichmäßig auf meine Brust ... gleichmäßig ... im Takt ..."

George Sand beruhigte den Kranken, der sich erst nach einer ganzen Weile aus seinen Visionen in die Wirklichkeit zurückfand. Als sie die Kinder zu Bett gebracht hatte und wieder bei ihm eintrat, saß er noch immer am Flügel. Resigniert, hoffnungslos war sein Gesicht. Er spielte, wandte langsam das Haupt und sah sie an, als wollte er fragen: Kennst du das, was ich jetzt spiele?

Sie hörte eine Weile zu; dann wußte sie es.

„Mozarts Requiem."

Er nickte, und ein stilles, abschließendes Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Das spielt mir an meinem Sarge ..."

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst, wenn im Lenz die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat. —
Und däucht die Welt dich öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

F. W. Weber.

Ferdinand Hodler malt das Zifferblatt des Erlenbacher Kirchturms.*)

Der berühmte Berner Maler hat seine Künstlerlaufbahn bekanntlich ganz bescheiden in der Werkstatt eines Flachmalers in Thun, mit Namen Sommer, begonnen. Sommer betrieb nebenbei einen recht schwungvollen Handel mit süßlich gemalten Berg- und Seelandschaften, die er in seinem Atelier selber erstellte nach Art der damaligen Kleinmeister, die die Nachfrage der Fremden nach Reiseandenken zu befriedigen hatten.

„Und dieses war sein Rezept: Getreu kopieren, rasch malen; es genügt, einmal ein hübsches Bildchen mit viel freundlicher Staffage am See zusammenzumalen, dann ist's getan, dann ist man bei ihm angesehener Geselle und kann sich damit begnügen, fortan Kopist seiner ersten und einzigen Bildidee zu sein. Die Käufer wechseln ja von einem Jahr zum andern, nur der Geschmack bleibt unverändert. Sie wollen doch alle nur ihr liebliches Bildchen, ihr Andenken von der Reise haben.

O, dieser Meister Sommer war ein kluger Kopf, kein Wunder, wenn sein Geschäft blühte; es war doch so profitlich, gleich sechs Helgen miteinander herunterzumalen! An jedem Morgen hieß es einfach: „Da ist die Vorlage, kopiere sechs Bilder davon, nimm den Pinsel, hier ist viel Preußisch-Blau, es reicht für sechs Himmel und sechs Seen."

Bei solchem Handwerk kroch der Künstlertraum des Lehrlings in die Ecke, sich zu verstecken. Und dennoch war diese Zeit des ersten Lehrjahrs nicht ünnütz gelebt. Ich lernte doch bei Sommer erkennen, wie man es *nicht* betreiben soll. Was ich hier schuf, war alles Bazarware.

Aber dann kam doch auch der erste Tag, der mich buchstäblich erhöhte, nämlich auf einen Kirchturm stellte und mein tapferes Gesellenstück schaffen ließ. Können hieß in diesem Fall einfach: Mut haben. An dem hat's mir, weiß Gott, zeitlebens nie gefehlt. Jetzt stellte mir ihn mein Lehrmeister unvermutet auf die Probe. Das ging so zu:

Eines Morgens trat er in die Werkstatt der Gesellen und schwenkte heiter einen Amtsbrief wie eine Fahne, dieses großartig verkündend: „Ein neuer Auftrag, hä, vom Kirchgemeinderat zu Erlenbach! Das Zifferblatt am Kirchturm ist neu zu bemalen. Nachher gibt's auch noch einen Kalkanstrich im ganzen Kirchenschiff."

Aha, dachten wir, da gibt's offenbar einen höchst annehmbaren Auftrag, Erlenbach ist nicht umsonst ein hablliches Kirchdorf.

Weniger erfreulich schien dieses kleine, unscheinbare Postskriptum. Sommer las und runzelte die Stirne: „Zu wissen, daß die Malerei am Kirchturm einen schwindelfreien Gesellen dann erfordert. Wir haben einen hohen Kirchturm."

Das letzte Sätzlein machte mich heimlich lachen. „Wir haben einen hohen Kirchturm", will heißen: „einen weiten Horizont und helle Köpfe und hochaufsteigenden Rauch, ei der tausend!"

Indessen hatte Meister Sommer sich von seinem kleinen Schrecken schon erholt und frug mit ehrender Gebärde, wer die Arbeit wähle, wo er doch sonst einem jeden der Gesellen den Posten zugewiesen.

Schweigen in der Werkstatt. Auch ich ließ den Meister zappeln, auf daß ich mich an seiner verängstigten Verlegenheit recht lange erlabe.

„Ist keiner denn ein Kerl, hat keiner so viel Mut? Vom Kirchturm kann man jauchzen und holeien, da bin ich nicht dawider, und sicher ist die Aussicht ins weidengrüne Simmental da oben an der Uhr nicht zu verachten."

*) Aus „Der Trutzprophet". Eine Ferdinand Hodler-Erzählung von Hermann Aellen. G. Grote Verlag, Berlin. Das Buch hebt in gefühlsstarker Darstellung aus des großen Künstlers Leben Einzelmomente heraus, die uns den Menschen Hodler näher bringen. Daß sich Aellens Buch leicht und unterhaltlich liest, mag die Episode beweisen, die wir hier mit Erlaubnis des Verlages abdrucken.